Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 181. Bromberg, den 23. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(9. Fortsetzung.)

Er vergrübelte den Tag und den halben Abend.

Schließlich wurde er sich in unbestimmt schleierhafter Weise klar darüber, daß er Vorbereitungen höchst praktischer Art zu treffen hatte.

Er blickte nach der Uhr. Es war in wenigen Minuten elf.

Er sprang auf. Die Zeit war günstig. Er beschloß, sich umzuziehen und gleich eine kleine Streife durch solche Lokale zu unternehmen, in denen er hoffen durfte, einen Menschen zu finden, den er gebrauchen konnte.

Einen Revolver in der Tasche, verließ er eine halbe Stunde später das Haus.

Sein Weg in das Innere der Stadt führte ihn an dem Geschäftshaus vorüber, dessen Eingang das Konsulatschild der Republik Costalinda schmückte.

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein", pfiff er vor sich hin und lächelte zu dem Wappen mit dem Palmbaum und den drei Tigerkrallen hinüber.

Er war einmal vor längerer Zeit auf seinen nächtlichen Streifereien mit Umbach in ein Kellerlokal geraten, das in der Nähe des Alexanderplatzes lag. In dieser Spelunke verkehrte allerlei verdächtiges Gesindel. Neben Leichenfledderern und Klingelfahrern, diesen niederen Graden der Berliner Verbrecherwelt, sollten hier auch die Aristokraten der Zunft, die schweren Jungen, die Geldschrankknacker, anzutreffen sein. Umbach und er hatten sich dies Lokal und seine Kundschaft als eine Art großstädtische Sehenswürdigkeit angesehen.

Das „Wirtshaus zum biederen Oldenburger", so nannte sich die Kaschemme, zeigte sich nur halbbesetzt, als Dorival durch seine Gastzimmer schlenderte, um sich einen geeigneten Platz auszusuchen. Er wußte von seinem früheren Besuch, daß das letzte Zimmer, das einen besonderen Ausgang nach dem Hof hatte, gewissermaßen das Honoratiorenstübchen war. Fünf Tische waren hier aufgestellt. Ein großer, runder Tisch stand vor einem alten, eingesessenen Ledersofa. Ein Herold aus Zinnguß stand mitten auf dem Tisch. Sein linker Arm war abgebrochen, in der rechten Hand hielt er unentwegt eine Fahne, auf der das Wort „Stammtisch" mit rotem Garn eingenäht war. Die übrigen vier Tische waren je mit einer schmalen Seite dicht an die Wände gerückt und mit Rohrstühlen umstellt. Auf dem Sofa lag ein schlafender Mann, und neben ihm saß auf einem Stuhl ein Mädchen, die Arme auf dem Tisch gekreuzt, den Kopf auf ihnen gebettet. An dem Tisch neben dem Ausgang nach dem Hof saß ein älterer Mann, mit stattlichem, grauen Vollbart. Er unterhielt sich leise mit einem jungen Mann, der ihm gegenüber saß, und dessen eingefettetes Haar in eine Locke auslief, die mitten auf der Stirn festgeklebt zu sein schien. An einem anderen Tisch hockte ein kleines buckliges Männchen, dessen Beine so kurz waren, daß sie frei an den Stuhlbeinen herunterbaumelten.

Dorival setzte sich an den Tisch, der dem Stammtisch zunächst stand. Ein Kellner, der über den abgetragenen Frack eine sehr schmutzige Schürze gebunden hatte, fragte den neuen Gast nach seinen Wünschen.

Dorival bestellte eine Flasche Wein. Er ahnte, daß ihm diese Bestellung das Interesse des Kellners sicherte. Und das war auch in der Tat der Fall.

Als der Kellner ihm die geöffnete Flasche brachte und ihm sein Glas füllte, fragte er:

„Erwarten Sie jemand?"

Dorival sah sich den Mann an. Aus einem schmalen, knochigen Gesicht sprang eine große, scharfgebogene, dünne Nase hervor. Ein dürftiges Schnurrbärtchen, das aus wenigen schwarzen, steifen Borsten bestand, beschattete die schmalen, zusammengekniffenen Lippen eines Mundes von ungewöhnlicher Breite. Ein Kinn war in diesem Gesicht nur andeutungsweise vorhanden. Stark entwickelt war der Adamsapfel, der den dürren Hals des Kellners schmückte und ihm beim Sprechen auf- und abstieg, bald fast völlig verschwand, um im nächsten Augenblick um so stärker in Erscheinung zu treten. Ein niedriger Klappkragen gestattete dem Beschauer die Kapriolen dieses Halsschmuckes voll würdigen zu können. Unter der niedrigen Stirn funkelten zwei tiefliegende, listige Äuglein. Alles in allem war der Mann eine Erscheinung, die sehr zur Vorsicht mahnte.

Aber Dorival war nicht zum „Biederen Oldenburger" gekommen, um Edelmenschen zu suchen.

„Ich erwarte keine bestimmte Person," sagte er zu dem Kellner, „aber ich suche hier eine Bekanntschaft zu machen. Kennen Sie einen zuverlässigen Mann, der sich darauf versteht einen Geldschrank zu öffnen?"

Der Kellner blickte seinen Gast verblüfft an. Das war ja ein sonderbarer Mensch. Im ersten Augenblick erschien er ihm verdächtig. Sollte der Mann ein Spitzel sein? Aber das war ja unmöglich! So dumm und plump stellten die ihre Fragen nicht. Der Menschenkenntnis des Kellners gelang es sehr schnell, Dorival richtig einzuschätzen. Das war ein Neuer, ein Grüner, der zum erstenmal ein Ding drehen wollte und sich dazu einen erfahrenen Kollegen suchte!

Der Kellner stützte beide Hände auf den kleinen Tisch und beugte sich vertraulich vor.

„Hast du wat ausbaldowert?" fragte er interessiert.

Dorival war nicht daran gewöhnt, sich von Kellnern dutzen zu lassen, aber —

„Gewiß!" antwortete Dorival. „Und es ist bei der Sache etwas zu verdienen!"

Der Kellner beugte sich weiter vor.

„Kann man bei dem Ding leicht verschütt' gehen?" fragte er, und der Adamsapfel geriet in lebhafte Bewegung.

„Was meinen Sie damit?" sah sich Dorival gezwungen zurückzufragen.

„Ob's gefährlich ist, meine ich?"

Dorival zuckte die Achseln.

„Einen Angsthasen kann ich nicht gebrauchen. Für einen, dem das Aufbrechen eines Geldschrankes keine Schwierigkeiten macht, ist die Sache nicht gefährlich, sollte ich meinen!"

„Wenn ein Brauner zu verdienen wäre — ick habe nämlich selbst früher —" er ergänzte seinen Satz durch eine bezeichnende Handbewegung. Dorival verstand ihn. Er wollte ihm klar machen, daß er selbst früher Geldschränke erbrochen habe. Und mit der Erinnerung an seine frühere Tätigkeit schien ihm die Lust zu neuen Taten zu kommen. Er klopfte Dorival auf die Schulter.

„Du, ick mach' mit," sagte er und verzog seinen breiten Mund zu einem Lächeln. „Du jefällst mir. Bei mir kannst du wat lernen. Ick habe schon fünf Jahre Plötzensee hinter

mir. Bei uns ist jetzt nischt los. Ick hole mir ein Glas und dann werden wir mal det Ding befingern."

Er wartete eine Antwort gar nicht ab, sondern ging nach dem vorderen Raum, in dem der Schanktisch stand, um sich ein Glas zu holen.

Da zupfte jemand Dorival leicht am Rock. Er wandte sich um. Der kleine Bucklige stand hinter ihm.

„Nehmen Sie sich vor Maxen in acht," raunte er ihm zu. „Det ist ein infamigter Kerl. Nischt wie lügen. Ick kenne dem seine Zicken."

Der Kellner Max kam mit seinem Glas und stellte es auf Dorivals Tisch. Der Bucklige zog sich schleunigst auf seinen Platz zurück. Max setzte sich Dorival gegenüber.

„Wat wollte denn der Buckelhans von dir?" fragte er mißtrauisch. „Nimm dir vor die Kanalje in acht. Det ist en Achtgroschenjunge. Ick verstehe meinen Alten nich, det er den Mensch überhaupt im Geschäft duldet. Ick habe ihn schon zweimal die Treppe hinauf geworfen, aber det scheniert jroße Jeister nich." Er warf zu dem Tisch, an dem der Bucklige saß, einen bösen, drohenden Blick hinüber.

„Wenn du dir mausig machst, verschreib ick dir en Meter spanisches Rohr," rief er dem kleinen, geduckten Männchen zu.

„Aber Max", sagte der Bucklige mit sanfter Stimme, „wat hast du nur jejen mir? Ick bin doch dein Freund."

Max füllte die Gläser und stieß mit seinem Glas an das Glas Dorivals.

„Laß das Gewürm," sagte er. „Wir wollen mal en bißken die Barone spielen. Prost!" Er trank den sauren Wein wie Wasser.

Dorival nippte nur an seinem Glas. Die Sache wurde brenzlich.

„Sag mal, wie du heißt? Überhaupt, Vertrauen gegen Vertrauen. Mit mir kannste janz offen sein. Det ist überhaupt die Jrundlage von jedes Geschäft. — Na, Wally, ausgepennt?"

Die Frage galt dem Mädchen, das an dem runden Stammtisch geschlafen hatte. Beim Zusammenklingen der Weingläser hatte es den Kopf erhoben und nun blinzelte es, noch halb verschlafen, zu Dorival herüber. Das war ja ein kesser Junge, eine ganz neue Erscheinung. Der hatte sicher Geld in der Tasche. Der interessierte sie. Sie erhob sich schwerfällig und ging zu dem Tisch hinüber, an dem Dorival und der Kellner saßen. Sie nahm die Weinflasche in die Hand und betrachtete prüfend den Namen des Weins.

„Aber Max," sagte sie vorwurfsvoll, „du hättest doch dem Herrn Jraf ooch ne bessere Marke bringen können. Das Zeug zieht einem ja die Löcher in die Strümpe zusammen. Mit gütiger Erlaubnis." Sie griff nach dem Glas Dorivals und leerte es auf einen Zug. „Sauer macht lustig. Soll ick mir en bisken bei die Herrens setzen?"

Sie machte Anstalten, sich auf dem Stuhl niederzulassen, der neben Dorival stand. Aber der winkte ab.

„Ich gehe gleich," sagte er. „Hier ist der Wein und das Glas." Er reichte ihr Flasche und Glas, und sie zog sich erfreut auf ihren alten Platz zurück.

„Ick hole uns 'ne andre Flasche. Ene erstklassige Marke!" Max stand auf und wollte sich nach dem Vorderzimmer begeben. Aber Dorival hielt ihn zurück.

„Ich trinke nichts mehr," sagte er. „Ich gehe. Ich komme wieder. Morgen abend. Dann besprechen wir alles."

„Nich ausreißen. Det jibt's nich, du jrüner Affe," rief Max ergrimmt. „Du hast mir einjeladen. Jetzt darfst du dir nich drücken! Det jibt's nich! Nu erst recht hole ick ene Flasche Champagner. Justav! Fritze! Bollennaunte! Hier is ener, der jibt was aus! Anjetreten! Wally, du ooch!"

Der Mann mit dem würdigen Vollbart und der Jüngling mit der Schmalzlocke kamen herbei. Auch der Schläfer auf dem Sofa erhob sich. Er war ein breitschultriger, stiernackiger Kerl, mit einem brutalen Gesicht.

„Wat is denn los?" fragte er.

„Der junge Mann hat seine Spendierhosen an", klärte ihn Wally auf und kreischte vor Vergnügen. „Kommen Sie, Herr Jraf, an meine jrüne Seite auf det Sofa."

Sie wollte ihren Arm unter den Dorivals schieben, aber der wehrte energisch ab. Er sah sich nach seinem Mantel um und bemerkte erst jetzt, daß der Kellner seinen Mantel und seinen Hut aus dem Zimmer getragen hatte.

„Geben Sie mir sofort meine Sachen heraus!" befahl er dem Kellner. Der lachte ihm ins Gesicht.

„Immer mit die Gemütlichkeit", antwortete er höhnend. „Es würde mir interessieren mal zu hören, mit wem wir eigentlich det Verjnügen haben? Fritze, lauf doch mal zu dem Blauen an die Ecke, er soll mal herkommen und ihm seine Fleppen visitieren."

„Ja!" sagte Dorival zu dem jungen Menschen, den der Kellner mit Fritze angeredet hatte, „rufen Sie sofort einen Schutzmann!"

Fritze bewegte sich nicht von der Stelle. Die Hände in den Taschen stierte er Dorival groß an. Aber der alte, würdige Mann mit dem Vollbart legte sich ins Mittel.

„Kinder, laßt die Polizei aus dem Spiel", mahnte er. Und zu Dorival gewandt fuhr er fort:

„Junger Herr, Sie werden Ihr Wort halten und etwas ausgeben. Wenn Sie nicht mittrinken wollen, dann nehmen wir Ihnen das nicht krumm. Rücken Sie mal einen Goldfuchs raus."

Der Mann mit dem Stiernacken hatte sich den Schlaf aus den Augen gerieben und war dann näher an Dorival herangetreten. Er musterte ihn sehr genau. Einen Augenblick schien es, als ob er ihn mit breitem Schmunzeln, wie einen alten Bekannten begrüßen wollte, aber er zog die schon ausgestreckte Hand wieder zurück und schüttelte enttäuscht den Kopf.

„Er sieht sehr ähnlich gutes Freund von mir", sagte er zu Wally, die neben ihm stand, „habbe geglaubt, ist Zylinderemil."

Für Dorival unterlag es keinem Zweifel, daß mit dem Zylinderemil sein Doppelgänger Emil Schnepfe gemeint war. Endlich hatte er einen Menschen getroffen, der sich von seiner Ähnlichkeit mit diesem Schnepfe nicht täuschen ließ. Was für ein scharfes Unterscheidungsvermögen besaß doch dieser Stammgast des Verbrecherkellers!

Der Graubärtige sagte noch einmal ermunternd:

„Na, junger Mann, zeigen Sie mal etwas guten Willen."

Dorival drückte ihm ein Goldstück in die Hand. Er war froh, mit einem Lösegeld davon zu kommen, denn schon kamen auch aus den vorderen Zimmern einige zweifelhafte Gestalten, die ganz so aussahen, als ob ihnen das Niederschlagen und Ausplündern eines gut gekleideten Menschen ein wahres Herzensbedürfnis bedeutete.

Max brachte ihm seinen Mantel und seinen Hut und verlangte für die Flasche Wein drei Mark. Dorival zahlte ohne Murren und verließ schleunigst das Gastzimmer des Wirtshauses „Zum biederen Oldenburger". Der Alte mit dem Vollbart stimmte hinter ihm her „Ein Prosit der Gemütlichkeit" an, und der Chor fiel begeistert ein.

Ein feiner Regen stäubte durch die Straßen. Dorival sah sich nach einem Auto um, um so schnell als möglich aus dieser Gegend fortzukommen. Aber kein Wagen war zu sehen. Nur von ferne hörte er, aus der Richtung nach dem Alexanderplatz, die Glockensignale der elektrischen Bahnen, das Pfeifen der Stadtbahnzüge und die Huppenrufe schnell dahinjagender Automobile.

Eben wollte er im Geschwindschritt dem Alexanderplatz zueilen, als ihn jemand am Rockärmel zupfte. Er wandte sich rasch um. Vor ihm stand der kleine Bucklige.

„Hab ick Ihnen nich vor Maxen gewarnt?" fragte er. „Wenn der alte Gustav nich dajewesen wär', et wär' Ihnen schlecht jejangen."

„War das der Mann mit dem grauen Bart?"

„Jawoll!"

„Der Mann sah so anständig aus. Was treibt er denn?" forschte Dorival.

Die Hand des Buckligen fuhr leicht und glatt in die Manteltasche Dorivals und hielt ihm, als sie wieder zum Vorschein kam, seinen Schlüsselbund entgegen. Es war nur ein erläuternder Handgriff.

„Det is sein Jeschäft," sagte er. Der alte, würdige Mann war also ein Taschendieb.

„Zeigen Sie den Max an," drängte der Bucklige. „Ich bin Zeuge."

„Ich will's mir mal bis morgen überlegen," antwortete Dorival. „Gute Nacht!"

Er wollte weitergehen, aber der Bucklige hielt ihn noch einmal zurück.

„Darf ich bitten, dann beugen Sie sich mal ein bißchen zu mir herunter," bat er, „ick habe Ihnen etwas Geheimes zu sagen." Er drehte den Kopf nach links und rechts, als ob er fürchte belauscht zu werden. Weit und breit war niemand zu sehen. Aber Dorival tat dem kleinen, komischen Kauz den Gefallen. Der Bucklige brachte seinen Mund dicht an Dorivals Ohren.

„Wenn Sie mal Papier brauchen, mit Stempeln und allem, kein Mensch in Berlin macht Ihnen die so fein, wie ich", flüsterte er ihm zu. „Wenn Sie mir nötig haben, fragen Sie nach mir bei der Rosinenolga, Sie wissen doch, in der Kaffeeklappe am Wedding."

„Schön, schön, ich werde an Sie denken", sagte Dorival sich aufrichtend, „aber genug für heute. Leben Sie wohl!"

„Sie auch, junger Herr. Und vergessen Sie mir nicht!"

Zehn Minuten später saß Dorival in einer Autodroschke und fuhr in schnellem Tempo seiner Wohnung zu. Er be-

trachtete seine Absicht, einen Einbrecher in Sold zu nehmen, als gescheitert.

Am Schloßplatz wollte er nach seiner Uhr sehen. Seine schöne, goldene Uhr war fort. Das auch noch! Die hatte ihm sicher der Taschendieb mit dem würdigen, grauen Vollbart gestohlen, oder — der Bucklige. Dem hatte er ja zu dem Diebstahl der Uhr eine wunderschöne Gelegenheit geboten, als er sich tief zu ihm niedergebeugt hatte.

„Vergessen Sie mir nicht!" hatte das Männchen ihm noch nachgerufen. Der Verlust der Uhr würde dafür sorgen, daß dieser Wunsch des Mannes in Erfüllung ging.

*

Dorival ging betrübt zu Bett.

(Fortsetzung folgt.)

Intermezzo.

Skizze von Grete Massé.

Dina ließ die Handarbeit in den Schoß sinken, hob den Kopf und lauschte.

Da waren sie wieder über ihrem Zimmer, die ruhelosen Schritte, die auch viele Nachtstunden hindurch auf und ab wanderten, immer auf und ab, die sie zuerst erschreckt hatten und die ihr allmählich zur Gewohnheit geworden.

Der Einsame dort oben schien nicht den Schlaf zu kennen. Auch seine Augen sahen aus, als schlummerten sie nie. Groß waren sie und dunkel, brennend und hart in dem bräunlich finsteren Gesicht, das unsägliche Müdigkeit oder Traurigkeit beschattete und noch dunkler erscheinen ließ.

Über seinen Kummer sprach er nicht. Verschlossen und schweigsam war sein Mund, dessen Lippen fest zusammengepreßt waren zu einer schmalen Linie. Nur mit seinem Hund redete er, redete in einer fremden Sprache, die Dina nicht verstand und die ihr auch unsäglich müde und traurig erschien.

Er schrieb viel. Täglich trug er Briefe zur Post, und in den Zeiten, in denen er auf eine Antwort wartete, wurden die Schritte noch ruheloser und gequälter, das Angesicht noch dunkler und verschlossener. Er schien nicht zu merken, daß Dina in seinem Zimmer ein- und ausging, aufräumte und ihm das Essen brachte. Nur der Hund blickte auf, wenn sie eintrat, stand auf, schüttelte sich und legte die feuchte Schnauze an ihre Hand, die ihn mit Nahrung versorgte.

Da kam der Tag, an dem zum erstenmal das dunkle Angesicht sich erhellte und der verschlossene Mund sich auftat. Er bat Dina um ein zweites Zimmer neben dem seinen, um Decken, Teppiche und Blumen.

„Denn, wissen Sie, Fräulein, meine Frau kommt. Meine junge Frau — endlich, endlich!" sagte er.

Er wollte die Treppe emporsteigen, auf der sie sich begegnet waren. Da sah er, wie das kleine Gesicht des deutschen Fräuleins weiß wurde, fast grünlich, und wie ein Frösteln ging's durch die schmale Gestalt. Er kehrte wieder um, reichte ihr die Hand und sagte: „Ich muß Sie um Verzeihung bitten. Sie haben soviel Gutes an mir getan, ohne daß ich je dafür gedankt. Ich bin ein finsterer Geselle und schwer zu ertragen. Aber wenn die kleine Frau kommt — Sie werden es sehen, Fräulein — auch ich werde ein glückseliger Mensch sein und lächeln können."

Und Dina ging in ihr Zimmer, setzte sich in den gewohnten Stuhl, nahm die Handarbeit und konnte plötzlich das Muster nicht mehr unterscheiden, denn ihr Blick war umschleiert von Tränen.

An einem Sommertag kam die kleine, blonde Frau, in Pelze gewickelt, trotz der heißen Sonne. Der Einsame gebärdete sich wie närrisch. Er küßte die winzig kleinen Puppenhände mit den Grübchen, und das Persönchen ließ es sich mit furchtsamem Gesichtsausdruck gefallen. Er hob sie empor, trug sie die Treppen herauf und schlug die Türe seines Zimmers so eilends zu, daß der Hund draußen stehen blieb, der der Gefährte seiner einsamen Tage und Nächte gewesen war.

Dina ging zu ihm, strich mit der Rechten liebkosend über den edel gebildeten Kopf des Tieres und murmelte: „Wir beide, wir beide müssen jetzt draußen bleiben, armer Freund."

Tage des Glückes begannen für den, den Dina liebte. Sie sah sein dunkles Gesicht leuchten und der schweigsame Mund plauderte und sprach zu der kleinen Frau, wie man mit einem Kinde spricht. Er hielt sie wie eine Prinzessin, machte sich zu ihrem gehorsamen Diener, der willig jeden Wunsch und jede Laune erfüllte. Er trug geduldig Päckchen und Pakete heran, ohne daß seine Frau auch nur für eine Sekunde die Zigarette aus den Lippen nahm, um ein Wort des Dankes zu sagen. Er, der eine so große Scheu hatte vor dem Trubel der Welt, unternahm mit ihr Ausfahrten und führte sie in Konzerte und Theater, um sie zu erfreuen.

Tage des Glückes waren gekommen, Sonntags- und Sommertags. Die ruhelosen Schritte oben waren verstummt.

An einem Nachmittag wurde ein Flügel ins Haus gebracht, deren Tasten die kleine Frau sogleich mit ihren weißen Fingerchen probierte und zum Klingen brachte. Dem Flügel folgte in Kürze ein Musiklehrer. Es war ein junger, schöner, blonder Mensch, der Operettenmusik schrieb und viel Geld verdiente.

Nun wurde oben viele Stunden des Tages musiziert. Der Blonde spielte auf dem Flügel und die kleine Frau sang dazu, klar und köstlich wie eine Nachtigall. Und in den Pausen wurde geschwatzt und gelacht, Dina hörte über sich das perlende Gelächter und das Geflüster. Und dann und wann kam eine Stille, während der ihr das Blut in den Schläfen zu hämmern begann und ihr Herz wild und erregt pochte.

Und früher als der Herbst ins nordische Land kam, war droben das Sonnenglück und Sommerglück zu Ende. Die kleine Frau war mit dem Blonden in die Welt gefahren, großen und schimmernden Städten zu, in denen es Gold und Menschen gab, die leicht und sorglos, fröhlich und spielerisch waren wie sie selbst.

Verbrecher-Doppelleben.

Von Max Rose.

Dieb und Ritter der Ehrenlegion. — Zivilingenieur und Eisenbahnräuber. — Arzt und Mitglied einer Apachenbande. — Der Bürgermeister als Verbrecher.

Es ist natürlich auch für den erfahrensten Kriminalisten unmöglich, aus äußeren Körpermerkmalen eines Menschen auf den Verbrecher in ihm zu schließen. Selbst wenn gewisse äußere Merkmale auf verbrecherische Anlagen schließen lassen sollten, dann ist noch lange nicht gesagt, daß diese Anlagen zur Entwickelung gekommen sind. Also mit dem Erkennen ist nichts und Polizei und Gericht werden sich weiter damit beschäftigen müssen, Verbrecher zu suchen, sie wegen verübter Verbrechen zu überführen und abzustrafen. Trotz der bekannten Findigkeit der Polizei aller Länder ist es keine Seltenheit, daß Verbrecher jahrzehntelang ihrem einträglichen Gewerbe nachgehen, ohne von der Polizei behelligt zu werden. Besonders häufig tritt dieser Fall ein, wenn die Verbrecher ein sogenanntes „Doppelleben" führen.

Die Pariser Polizei hat z. B. 25 Jahre nach einem Individuum geforscht, das ihr von verschiedenen Hotels und behördlichen Stellen in und außerhalb Frankreichs als gefährlicher Hoteldieb signalisiert war. Nie gelang es, des Mannes habhaft zu werden. Ein Zufall führte endlich zu seiner Verhaftung, der Pariser Polizei wurde eines Tages gemeldet, daß der Gesuchte wahrscheinlich identisch sei mit einem Manne, der in einem großen Hotel in der Nähe des Nordbahnhofes mit seinem Kammerdiener abgestiegen sei und sich Levivant nenne. Die Polizei schickte einige Beamte in das Hotel, die sich in dem Zimmer einquartierten, das an das Levivantsche angrenzte. Sie waren nicht wenig überrascht, als in später Nachtstunde eine ganz in schwarzseidenes Trikot gehüllte Gestalt auf Gummisandalen in ihr Zimmer trat. Nachdem die Beamten sich von ihrem Schrecken erholt hatten, verhafteten sie den seltsamen Gast, der nur mit Mühe verhindert werden konnte, Selbstmord zu begehen. Bei der Feststellung der Personalien gab es eine neue und noch größere Überraschung: Der würdig aussehende, 52 Jahre alte, graubärtige Hotelgast hieß Thaust, war aus Marseille gebürtig, Ritter der Ehrenlegion, angesehener Pariser Bürger und Klubmitglied, der mit Frau und fünf Kindern im Bois Colombes eine elegante Villa bewohnte Niemand, auch seine Angehörigen nicht, wußte, daß der als wohlhabender Goldwarenagent geltende, 40—50 000 Franken jährliches Einkommen versteuernde T. identisch war mit dem seit 25 Jahren gesuchten Hoteldieb.

In einem westlichen Vorort von Berlin lebte ein damals etwa 40 Jahre alter Zivilingenieur Emil D. mit Frau und Kindern in besten Vermögensverhältnissen. Für Wohnungsmiete und Unterhalt verbrauchte D. pro Jahr 12 000 Mark. Er sowohl wie seine Frau stammten aus besten, wohlsituierten Kreisen. In seinem Wohnort war er hochgeachtet, galt als Vertreter großer Firmen, für die

er einträgliche Riesengeschäfte tätigte. Diese Geschäfte nötigten ihn, häufig Reisen zu unternehmen. Kein Mensch ahnte, auch die Familie nicht, daß der Herr Zivilingenieur einer der seit langem gesuchten Eisenbahnräuber war. Er hätte sein „Doppelleben" noch viele Jahre ungestört weiterführen können, wenn er sich nicht durch eine Dummheit selbst der Polizei verraten hätte. Bei einem seiner Beutezüge war ihm eine Handtasche in die Finger geraten, die für mehr als 20 000 Mark Schmucksachen enthielt. Der Besitzer der Handtasche, ein Nürnberger Fabrikant, setzte für die Wiederherbeischaffung der Schmucksachen eine verhältnismäßig hohe Belohnung aus. Als der Dieb hiervon Kenntnis erhielt, kam er auf den sonderbaren Einfall, sich als „Finder" zu melden. Dieser blöde Einfall wurde ihm zum Verhängnis. Die Polizei stellte Ermittlungen an, und das Ergebnis war die Feststellung, daß der Herr „Zivilingenieur" identisch war mit dem seit Jahren gesuchten Eisenbahnräuber. In seiner Wohnung beschlagnahmte man noch Gegenstände im Werte von über 100 000 Mark, die sämtlich aus Eisenbahndiebstählen herrührten.

In Paris lebte während des Krieges ein Russe, der eine große vornehm und künstlerisch eingerichtete Wohnung besaß, ein eigenes Auto hatte, mit zahlreichen Orden dekoriert war und der bei keiner Premiere, bei keinem Rennen fehlte. Die Mittel zu dem kostspieligen Leben beschaffte er sich durch „Geschäftsreisen" nach Italien und Belgien. Eines Tages etablierte er sich als Arzt am Boulevard Sebastopol. Seine ärztliche „Praxis" bestand im Ausstellen von Erklärungen über die Dienstuntauglichkeit junger „Patrioten", wofür er Riesenhonorare forderte. Als sich die Behörden den „Arzt" etwas genauer ansahen, stellten sie fest, daß es ein in Rußland, vielfach vorbestrafter Georg Karfunkelstein war, der sich Itzka und Dr. Georgos genannt hatte und als Mitglied einer Apachenbande, deren Führer ein bekannter Mörder war, Gefängnisstrafen erlitten hatte.

Ein recht interessantes Verbrecher-Doppelleben wurde enthüllt, als man den Bürgermeister von Cittanova in Italien verhaftete. Während des Weltkrieges meldete sich ein gewisser Pietro Raini bei der italienischen Kriegsmarine mit Papieren, aus denen ersichtlich war, daß er als Hauptmann in englischen Diensten an verschiedenen Kolonialkämpfen teilgenommen hatte und für seine Dienste mehrfach dekoriert war. Er wurde als Leutnant bei der italienischen Marine eingestellt und zeichnete sich aus. Nach Beendigung des Krieges wurde er zum Major befördert und erhielt einen guten Posten als Oberinspektor der Triester Feuerwehr. Er verkehrte in ersten Gesellschaftskreisen, verlobte sich mit der Tochter eines schwerreichen Industriellen, lernte d'Annunzio kennen, verkehrte bei ihm, ließ sich über seine Heldentaten in den englischen Kolonien und bei der italienischen Marine interviewen, wurde bei einem Besuch des italienischen Königs in Audienz empfangen und schließlich zum Bürgermeister von Cittanova ernannt. Eine Untersuchung ergab, daß der Verbrecher, um einen solchen handelte es sich, ein gewisser Luigi Nannier war, der natürlich niemals in englischen Diensten gestanden hatte. Er war vielfach vorbestraft und hatte sich die gesellschaftliche Stellung nur verschafft, um desto ungestörter seine Verbrechen begehen zu können.



▫▫ Bunte Chronik ▫▫



* **Ein Schulausflug in Flugzeugen.** Als ein bedeutsames Zeichen unserer, nach rascher Vorwärtsentwicklung drängenden Zeit, ist ein Schulausflug in Rotterdam anzusehen, der von dem sonst üblichen Rahmen entschieden abwich. Ein Gönner der Schule wollte den Schülerinnen und Schülern der Anstalt eine besondere Freude bereiten und erbot sich, allen eine Freifahrt im Flugzeug zu ermöglichen. Mehrere große Passagierflugzeuge wurden bereitgestellt und die flugfreudige Jugend stieg bei wunderbar klarem Herbstwetter in die Lüfte. Der Anblick der tief unter ihnen vorüberziehenden kleinen Orte, Kanäle, Deiche und Wiesen erweckte hellste Begeisterung. Wohlbehalten dürfte für lange Zeit dieser eigenartige Schulausflug das Gesprächsthema der kleinen Leute bilden.

*

* **Ein amerikanisches Warenhaus für Kleinflugzeuge.** Das bekannte Newyorker Warenhaus Wannamaker hat sich eine neue zeitgemäße Abteilung zugelegt: Metallflugzeuge. Ein Dutzend solcher Flugzeuge steht zum Verkauf, der Preis beträgt pro Flugzeug die Kleinigkeit von 25 000 Dollar.

*

* **Ein Kartoffelkrieg.** Die Weltgeschichte verzeichnet auch einen wirklichen Kartoffelkrieg. Als nämlich die preußischen und österreichischen Truppen im Verlaufe des bayerischen Erbfolgekrieges sich in ihren böhmischen Standlagern aufhielten, entspannen sich die heftigsten Kämpfe um die reichlich angebauten, prächtigen Kartoffeln. Und da es sonst nicht viel zu kämpfen gab in diesem Kriege, bewarfen sich die Soldaten oft nur gegenseitig mit den Kartoffeln, und so wurde der Krieg schließlich zum richtigen „Kartoffelkrieg".

*

* **Eine opferwillige Frau.** Vor einem österreichischen Gerichtshof sollte dieser Tage gegen einen Mann verhandelt werden, der in einer früheren Gerichtsverhandlung, der er als Zuhörer beigewohnt hatte, den Richter beleidigt hatte. Der Mann erschien zu dem angesetzten Termin nicht. Dafür aber erschien seine Frau. Sie erklärte, ihr Mann hätte eine dringende Geschäftsreise unternehmen müssen und könne nicht erscheinen. Er lasse aber dem Gerichtshof sagen, er gebe sein Vergehen zu, und man solle ihm nur die verdiente Strafe zudiktieren. Nun, entgegenkommend, wie die österreichischen Gerichte sind, willfahrte der Richter dem Wunsche und verurteilte den Delinquenten zu einigen Tagen Arrest. Nach der Verkündigung des Urteils schüttet die Frau ihr Herz aus. Das mit der Geschäftsreise sei nicht wahr. Sie habe ihrem Mann die Vorladung gar nicht gezeigt und sei für ihn erschienen, weil sie schon wisse, daß er vor Gericht wieder Radau gemacht und sich noch Schlimmeres zugezogen hätte. Jetzt werde sie es schon fertig bekommen, ihm nach und nach beizubringen, daß er einige Tage abzusitzen habe. Am liebsten möchte sie, wenn es nur ginge, auch gleich noch für ihn sitzen! — Da sage noch einer was gegen die Opferwilligkeit der Frau!

*

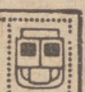
* **Um einer Kuh willen in den Tod.** Meist ist man bei Autofahrern eher ein rücksichtsloses Drauflosfahren als eine übertriebene Rücksichtnahme gewohnt. Daß aber auch letztere vorkommt, beweist ein Vorfall, der sich dieser Tage in der Eifel ereignet hat. Ein bekannter Aachener Herrenfahrer unternahm mit seiner Frau und einem Freunde eine Spazierfahrt in die Eifel. An einer Straßenkrümmung sah er plötzlich eine Kuh unmittelbar vor dem Auto auftauchen. Um das Tier zu retten, bremste er mit aller Kraft. Die Folge war, daß der Wagen sich nach hinten überschlug und die Passagiere unter sich begrub. Der Eigentümer und Lenker des Autos wurde dabei so schwer verletzt, daß er schon nach wenigen Stunden verstarb. Die beiden anderen Insassen wurden weniger gefährlich verletzt.

*

* **Ein neues Schönheitsmittel.** Das ist nun das Allerneueste, was uns von jenseits des großen Wassers anempfohlen wird. Eine Schönheitskünstlerin, ein Fräulein Emily Llody hat es herausgefunden, um Interessenten schöne Gesichter zu verschaffen. Nach ihrer Auffassung ist es das beste, zu grinsen und Grimassen zu schneiden, aber, wohlgemerkt, Wirkung hat das Mittel nur, wenn man dabei auf dem Kopf steht. Die Erfinderin dieser Schönheitsmethode behauptet, sie selbst ausprobiert und aufsehenerregende Erfolge erzielt zu haben. Sie meint, und das nicht ganz mit Unrecht, daß die Menschen im allgemeinen mit viel zu ernsten und steifen Gesichtern herumlaufen. Auch das Antlitz verlange Bewegung, damit die Züge geschmeidig und rund würden, und wenn man dem Gesicht nicht auf andere Weise Bewegung verschaffen kann, so daß die Züge aus ihrer Alltäglichkeit herauskommen, dann muß man eben die Sache selbst in die Hand nehmen.



▫▫ Lustige Rundschau ▫▫



* **Der Nachtrag.** Im Empfangsraum eines Großhändlers, dessen Reellität auf sehr schwachen Füßen stand, hing folgender schöner Wandspruch: „Zahl, was bar ist, Tu, was klar ist, Sprich, was wahr ist." Darunter hatte ein Besucher folgenden Nachtrag mit Bleistift geschrieben: Du auch!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.